

BEGEGNUNG MIT DEM LEID

Sensibel recherchieren und berichten

DJS.

Deutsche Journalistenschule

Gisela Mayer
Andreas Unger
(Herausgeber)

Gisela Mayer, Andreas Unger (Herausgeber)
Begegnung mit dem Leid

Begegnung mit dem Leid

Sensibel recherchieren und berichten

Gisela Mayer, Andreas Unger (Herausgeber)

DJS.
Deutsche Journalistenschule

1. Auflage 2017
Deutsche Journalistenschule
Herausgeber: Gisela Mayer, Andreas Unger

Dieses Buch ist als E-Book kostenlos erhältlich unter www.zeilenmacher.de/Begegnung-mit-dem-Leid. Es dient der Aus- und Fortbildung von Journalistinnen und Journalisten und darf kostenlos verbreitet und vervielfältigt werden.

Finanzierung: Robert Bosch Stiftung
Verleger: Jörg Sadrozinski
Redaktion: Andreas Unger
Lektorat: Kerstin Kubitz
Korrektorat: Katharina Witthuhn
Umschlaggestaltung: a-k.media, Bad Nauheim, www.a-k.media.de
Satz: Litreloc, Frankfurt am Main, www.litreloc.de
Druck: Druckhaus Nord, Bremen

Vorwort

Mit den folgenden Texten wollen wir aus mehreren Perspektiven auf das schauen, was Journalisten tun, wenn sie mit seelisch stark belasteten Menschen sprechen und über sie berichten. Das kann während oder kurz nach einer akuten Krise sein, wie es sie etwa in Winnenden, vor der Insel Giglio, in Haltern, auf Lampedusa, in München oder auf dem Berliner Breitscheidplatz gab. Oder bei einem journalistischen Gespräch über Schicksalsschläge und Leid, das individueller, häufig auch stiller daher kommt, etwa Missbrauch, Sucht oder Depression.

Auf den folgenden Seiten berichten: Gisela Mayer über ihre Medienerfahrungen als Mutter einer getöteten Tochter; Andreas Unger über seine Recherchen; die Traumaexperten Dr. Oliver Schwarz und Aram Baklayan erklären, in welchem Zustand sich ein Traumatisierter befindet; die Gießener Kriminologin Britta Bannenberg hat erforscht, auf welcher bizarren Weise Täter, Trittbrettfahrer und Nachahmer die öffentliche Aufmerksamkeit genießen, die wir Journalisten ihnen verschaffen – und wie wir unsere Berichterstattung entsprechend korrigieren können; und der Psychologe und Arabist Ahmed Hussein gibt Antworten auf die Frage, wie wir insbesondere im Gespräch mit Menschen aus dem arabischen Kulturkreis sensibel vorgehen. Ihnen allen herzlichen Dank, dass Sie sich Zeit für die Antworten genommen haben!

Die Idee, all diese Perspektiven zusammen zu tragen, entstand während eines Gesprächs zwischen Andreas Unger und Gisela Mayer: Der eine hatte den Eindruck, dass „die Medien“ allzu oft pauschal verurteilt werden, die andere den Eindruck, dass diese Urteile leider häufig, wenn auch nicht immer, zutreffen.

Jörg Sadrozinski, der Leiter der Deutschen Journalistenschule, gab uns die Gelegenheit, im Rahmen der Journalistenausbildung ein Konzept für zweitägige Interviewtrainings zu entwickeln. Schließlich entstand der Wunsch, die dort behandelten Fragen und Antworten einem weiteren Kreis zugänglich zu machen. Das Ergebnis lesen Sie gerade. Die DJS hat dieses Buch verlegt, die Robert-Bosch-Stiftung hat dafür gesorgt, dass wir es kostenlos unter die Leute bringen können – beiden Institutionen und ihren Teams danken wir ganz besonders herzlich für diese Unterstützung, ebenso wie Wolfgang Sauer, dem geistlichen Direktor der Katholischen Journalistenschule ifp, für die Titeldiee „Begegnung mit dem Leid“.

Berichten über Menschen, die leiden – da kann man vieles falsch machen. Und vieles richtig. Uns interessiert das zweite: Statt in die allfällige Medienschelte einzustimmen, die dem journalistischen Berufsstand zusetzt, wollen wir Wege der Recherche und der Berichterstattung zeigen, die für uns Journalisten gangbar sind, dazu fair gegenüber unseren Protagonisten – und die zu besserem Journalismus führen.

Gisela Mayer, Andreas Unger

Inhalt

Vorwort	7
Inhalt	9
Wie spricht man jemanden in Ihrer Situation an, Frau Mayer?	11
Was geht in einem traumatisierten Menschen vor, Herr Schwarz und Herr Baklayan?	25
Welche Berichterstattung wünscht sich ein Täter, Frau Bannenber?	37
Wie recherchiert man in fremden Kulturen, Herr Hussein?	45
Welche Recherchemaßnahme haben Sie sich verkniffen, Herr Unger?	51
Nachwort	61
Die Mitwirkenden	63

Wie spricht man jemanden in Ihrer Situation an, Frau Mayer?

Gisela Mayers Tochter wurde in Winnenden getötet. Mayer hatte seitdem einige bizarre Begegnungen mit Journalisten. Sie weiß, was diese besser machen sollten.

Frau Mayer, welche Erfahrungen haben Sie in den Tagen nach der Tat mit Journalisten gemacht?

Der erste Eindruck war, dass mir völlig fremde Menschen Fragen zu meinen innersten Empfindungen stellen, die jemand aus meinem privaten Umfeld niemals gestellt hätte. Noch am Tattag und auch am folgenden Tag standen Journalisten vor der Tür zu meinem Haus und erwarteten, selbstverständlich Zutritt zu bekommen. Sie verhielten sich wie alte Freunde, die aufgrund jahrelanger Vertrautheit das Recht auf Nähe für sich in Anspruch nehmen. Die Grenze zwischen „privat“ und „öffentlich“ drohte zu verschwinden. Das machte es fast unmöglich für mich, die Orientierung zu behalten.

Auf welche Weise wurden Sie angesprochen?

Häufig stellten sich die Journalisten gar nicht richtig vor, sagten nicht, wer sie sind und für welche Sendung sie arbeiten. Viele ließen mich über Absicht und Ziel des Gesprächs im Unklaren. Ich konnte deshalb in mehreren Fällen die Veröffentlichungen nicht verfolgen und wurde erst durch Dritte darauf aufmerksam gemacht.

Wie soll ein Journalist auf jemanden in Ihrer Situation zugehen?

Der beste Weg ist der ganz normale, höfliche: Man nennt seinen Vor- und Nachnamen, sagt, was man möchte und für wen man arbeitet. Und zwar eindeutig, also nicht einfach nur „vom BR“, weil ich sonst nicht weiß: Fernsehen oder Hörfunk, Unterhaltung oder Information, Sendung „quer“ oder „Rundschau“?

Unschön finde ich, wenn sich ein Journalist defensiv nähert, als sei ihm sein Job peinlich: „Entschuldigen Sie, dass wir Sie ansprechen.“ Wenn sich der Journalist sichtlich unwohl fühlt, kann sich der betroffene Gesprächspartner nicht wohlfühlen. Es ist okay, mich anzusprechen. Und wenn es nicht okay ist, dann sage ich das und erwarte, dass es respektiert wird.

Auch das andere Extrem mag ich nicht, die betont professionelle Haltung, als handle es sich ja wohl um eine Kleinigkeit, über den Tod meiner Tochter zu sprechen, etwa so: „Wir hätten da noch ein paar Fragen an Sie. Können Sie uns bitte kurz sagen, wie das alles passiert ist?“

Was ich mag: „Wir wollen eine Sendung über das Thema xy machen. Wir wollen unseren Zuschauern beziehungsweise Lesern Informationen geben. Wir haben dafür x Minuten eingeplant, aber wir werden länger mit Ihnen sprechen, weil wir nicht alles senden werden und zuvor die Beiträge aufeinander abstimmen müssen.“ So fühle ich mich gut orientiert.

Welche Haltung wünschen Sie sich während des Gesprächs?

Für mich als Betroffene ist ein interessiertes, authentisches Auftreten des Journalisten die wichtigste

Bedingung für ein gutes Gespräch. Das vorgeblich professionelle Abarbeiten eines Fragenkatalogs vermittelt mir Desinteresse, ich empfinde es als verletzend. In solchen Gesprächen habe ich üblicherweise ebenfalls pseudo-professionelle, geschäftsmäßige Antworten gegeben, die ich bereits mehrfach identisch gegeben hatte. Ein lebendiges Gespräch entsteht unter diesen Umständen nicht.

Welche Wünsche haben Journalisten an Sie herangetragen?

Ein bevorzugter Wunschort für Filmaufnahmen oder Interviews war das Grab meiner Tochter. Es hat mich Mühe gekostet, diesen Vorschlag immer wieder abzulehnen. Dies ist leider nicht allen Eltern gelungen.

Ist das nicht ein legitimer Wunsch?

Selbstverständlich. Die Grabstätte ist der Ort, zu dem wir gehen, um eines verstorbenen Menschen zu gedenken. Menschen brauchen Orte und Bilder, um eine Vorstellung zu gewinnen, sich im eigentlichen Sinn „ein Bild von etwas zu machen“. Insofern verstehe ich den Wunsch und kann aus der Perspektive des Journalisten dieses Ansinnen auch nachvollziehen.

Warum war das Grab dann tabu?

Das Grab ist zugleich der Ort, an dem ich den letzten Blick auf den Menschen geworfen habe, der dann für immer verschwunden ist. Das ist ein Ort privater Empfindungen und höchster Verletzlichkeit. Das Tabu ist Selbstschutz.

Welche Begegnungen mit Journalisten empfanden Sie als besonders verletzend?

Es wurde alles versucht, um dem Leid und der Betroffenheit möglichst nahezukommen. Ich wurde am Tag nach dem Amoklauf gefragt, ob ich meine Tochter vermisse und ob ich mir ein Leben ohne sie vorstellen kann. Zu diesem Zeitpunkt war mir noch nicht einmal wirklich klar, dass sie tot ist. Das zu begreifen dauerte viel länger. Insgesamt bleibt der Eindruck, dass seitens der Journalisten keine Grenzen eingehalten wurden. Die Grenzen mussten von den Betroffenen selbst gesetzt werden, die damit aber überfordert waren.

Später gab ich der Reporterin eines privaten Senders auf den Stufen des Bundestags ein Interview. Irgendwann sagte die Autorin: „Jetzt weinen Sie doch mal, Frau Mayer, das muss emotional sein, sonst interessiert es die Leute nicht.“ Verletzend war dabei, dass ich Tränen einsetzen sollte, um ein offensichtlich sonst weniger interessantes Thema für die Zuschauer interessant zu machen.

Ein andermal hatte sich eine junge Journalistin zu einem Besuch in Winnenden angemeldet und war völlig unvorbereitet. Sie fragte mich unter anderem nach dem Datum des Amoklaufs, sprach von meinem Sohn, den ich verloren hätte, verbrachte die Hälfte des Gesprächs damit, mir vom Tod ihrer Mutter zu berichten, und verwendete ausschließlich das Wort „Ereignis“ für den Amoklauf. Deutlicher hätte sie ihr Desinteresse kaum zum Ausdruck bringen können.

Manche Grenzüberschreitungen geschehen mit voller Absicht, manche aber auch aus Unachtsamkeit oder Unsicherheit. Welche sind das? Wie lassen sie sich vermeiden?

Häufig geschehen Grenzüberschreitungen in der guten Absicht, Anteilnahme zu zeigen und Nähe herzustellen. Bemerkungen wie „Ich kann mir vorstellen, wie Sie sich fühlen“ oder „Mir ging es genauso, als meine Mutter starb.“ sind dieser Absicht eher abträglich. Für den betroffenen Gesprächspartner ist es wichtig, dass seine Situation als einmalig, nicht mit anderem Leid zu vergleichen respektiert wird. Besser ist: „Ich kann mir nicht vorstellen, wie Sie sich jetzt fühlen, aber wie Sie Ihr Schicksal ertragen, davor habe ich großen Respekt. Wollen Sie unseren Hörern/Lesern davon erzählen ...?“

Als sich anbiedernd empfinde ich die Aufrüstung des Orts für ein Interview mit Tempotaschentüchern oder Ähnlichem. Dieses Verhalten zeigt zu deutlich die Erwartung des Journalisten: Es sollen Tränen vergossen werden. Besser ist, solche Dinge unauffällig bereitzuhalten. Verletzend wirkt auch eine Gesprächsführung und Wortwahl, die dem Gesprächspartner wie einem Kind begegnet, das man trösten möchte. Beispiele: „Machen Sie sich keine Sorgen, das wird schon wieder“, „Die Zeit heilt alle Wunden, das wissen Sie ja.“ Der Journalist ist doch nicht gekommen, um mir zu helfen. Er soll seinen Auftrag ernst nehmen – und seinen Gesprächspartner. Der hat vermutlich Schreckliches erlebt und ist erschüttert, aber er hat nicht den Verstand verloren.

Um solche Grenzüberschreitungen zu vermeiden, könnte vielleicht ein kurzer, gedanklicher Perspektivenwechsel hilfreich sein: „Möchte ich selbst so behandelt werden, wie ich meinem Gesprächspartner jetzt gerade gegenüberetre?“

Sie haben mit vielen Dutzend Journalisten gesprochen – was sind die Fehler und Schwächen, die Sie am häufigsten erleben?

Wenn keine klare Gesprächsabsicht erkennbar ist, entsteht der Eindruck, dass sie bewusst verdeckt gehalten wird. Eine vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre entsteht auf diese Weise nicht. Ein Gespräch, bei dem alles offen ist, verläuft meist orientierungslos und erschöpft sich in Allgemeinplätzen, die andernorts bereits mehrfach verwendet wurden. „Unser Gespräch soll ganz offen sein, Sie erzählen einfach!“ – was soll ich da erzählen?

Nachteilig ist aber auch ein zu detaillierter Fragenkatalog, der einfach abgearbeitet wird, möglicherweise aus Unsicherheit oder aufgrund eines zu eng gefassten Auftrags, der darauf abzielt, eine ganz bestimmte Aussage zu bekommen. Bei solchen Gesprächen, besonders fürs Fernsehen, werden Fragen dann häufig mehrmals wiederholt.

Das machen TV-Journalisten, um später beim Schnitt mehr Möglichkeiten zu haben und eine schneidbare, sendefähige Version zu bekommen.

Mittlerweile weiß ich das auch. Hilfreich fände ich aber, wenn die Kollegen das ihren Gesprächspartnern erklären würden. Sonst bekommen diese einen falschen Eindruck: Bin ich zu dumm, um die Frage zu verstehen? Hat der Interviewer mir nicht zugehört? Oder akzeptiert er meine Antwort einfach nicht?

Welche Begegnung haben Sie in positiver Erinnerung?

Einige besondere Gespräche, die mir in Erinnerung geblieben sind, hatten Gemeinsamkeiten. Es war ein echtes Interesse seitens des professionellen Gesprächspartners

spürbar. Und die Themen waren überlegt, es ging um bestimmte Aspekte, die eine neue Sichtweise auf den Gesamtzusammenhang eröffneten. In den besten Gesprächen habe ich selbst etwas gewonnen, da habe ich durch die Sichtweise meines Gesprächspartners meine eigene Perspektive verändern und weiterentwickeln können.

Die zweite Gemeinsamkeit aller guten Gespräche war die Authentizität meines Gesprächspartners. Es waren immer Menschen, die mir offen gegenübertraten, die mit einem transparenten und klar formulierten Interesse kamen. Es waren Menschen, die sich mir vorstellten, ohne mir zu versichern, dass sie Ähnliches bereits erlebt hätten und mich deshalb besonders gut verstünden.

Ein Beispiel ist die Begegnung mit einem Print-Journalisten. Er hatte bereits im Vorfeld seine Intention deutlich gemacht: Er wollte aus Anlass des ersten Jahrestags des Amoklaufs das Thema „Aufbewahrung von Schusswaffen“ thematisieren. Ein Gespräch mit einem Vertreter der Waffenlobby und eines mit mir sollte nebeneinandergestellt werden. Zur Begrüßung sagte der Journalist sinngemäß: „Ich habe mich wirklich gründlich vorbereitet, und dennoch bin ich jetzt unsicher und weiß nicht, wie ich Ihnen begegnen soll.“ Diese Offenheit und Ratlosigkeit war die Basis für ein hervorragendes Gespräch. „Betroffener“ zu sein, bedeutet ja, die Kontrolle über eine Situation verloren zu haben. Doch ratlos, das waren wir beide, jeder auf seine Art. So kam eine Begegnung auf Augenhöhe zustande.

Eine weitere Begegnung hatte ich mit einem Journalisten, der nicht diffus „über das, was geschehen ist“ sprechen wollte, sondern ebenfalls über ein klares Thema, nämlich „Vergebung“. An diesem Thema hatten er und ich echtes Interesse. Das Besondere aber war, dass die Fragen bei mir zu einem tieferen Nachdenken führten. So ent-

stand anstelle eines Interviews ein Gedankenaustausch. Er hörte zu. Ich hörte zu. Die Fragen waren Anlass für mich, mich selbst nochmals nach meiner Haltung zu fragen. Das heißt, ich habe etwas über mich gelernt, das Gespräch war ein Gewinn für mich. Er achtete genau auf meine Antworten, fragte nach, fasste zusammen, paraphrasierte: „Was meinen Sie genau damit? Wollen Sie damit sagen, dass ... ? Wenn ich Sie recht verstanden habe, meinen Sie ...“ Diese zugewandte Art ermöglichte es mir, meine eigenen Aussagen nochmals zu „hören“ und so meine Haltung zu reflektieren.

Ist Ihre Tochter „verstorben“, „gestorben“, „getötet“ oder „erschossen“ worden? Wie möchten Sie, dass die Tat beschrieben wird, und warum?

Meine Tochter wurde getötet. Die Beschreibung der Art ihrer Ermordung ist unnötig und lediglich Effekthascherei. Meine Tochter ist auch nicht „verstorben“ oder „gestorben“, denn diese Ausdrucksweise unterschlägt, dass ihr Tod willentlich durch einen anderen Menschen herbeigeführt wurde. Genau dieser Aspekt aber war der wesentliche und am schwersten zu überwindende: das Gewaltsame ihres Todes zu begreifen und letztlich zu akzeptieren.

Manche Angehörige würden vielleicht zurückhaltendere Formulierungen bevorzugen. Wie weiß ein Journalist, welche Bezeichnung gebilligt wird?

Generell ist es beinahe unmöglich, von vornherein den richtigen Terminus zu erraten. Es ist am besten, der Journalist achtet auf die Ausdrucksweise seines Gesprächspartners: Sagt der „gestorben“, „erschossen“ oder „ermordet“? Dann ist es okay, wenn auch der Journalist das sagt. Falls die Wortwahl des Interviewten wechselt, ist es am besten,

nachzufragen und offen anzusprechen, dass es schwierig ist, hier das angemessene Wort zu finden. Vielleicht kann die Suche nach der passenden Bezeichnung auch in der Berichterstattung thematisiert werden.

Wie sollte man Ihre Tochter im Gespräch nennen? Ist es pietätlos und anmaßend, eine erwachsene Frau beim Vornamen zu nennen? Oder verkrampft, sie „Frau Mayer“ zu nennen?

Der Vorname ist in diesem Zusammenhang völlig in Ordnung. Sie sprechen mit der Mutter, die ihre Tochter selbstverständlich bei ihrem Namen nennt. Es wäre eher verkrampft und dem Gespräch abträglich, die offizielle Anredeform zu wählen.

Welches Bild hätten Sie womöglich von Ihrer Tochter Nina, wenn Sie sie nur aus der Berichterstattung kennen würden?

Meine „Pressetochter“, wie ich sie nenne, ist ein reines Opfer, eine liebenswürdige, freundliche, fröhliche junge Frau, die zur falschen Zeit am falschen Ort war. Ein Zufallsopfer auch – das erschüttert manche Leser oder Hörer, weil es zeigt, dass es jeden hätte treffen können. Zweifellos ist das alles richtig, aber sehr oberflächlich. Im richtigen Leben war Nina ein sehr vielschichtiger Mensch, alles andere als nur ein „Strahlemädchen“. Sie hat Rückschläge in ihrem Leben gemeistert, hat Irrwege beschritten, hat ihren Weg endlich gefunden, hat viel nachgedacht über den Sinn dessen, was „Leben“ bedeuten könnte. Sie hat viel für benachteiligte Menschen getan und bereits selbstständig Leitungsaufgaben übernommen. Nicht ohne Grund hatte sie Deutsch, Kunst und Religion als ihre Fächerkombination gewählt. Leider ist noch kein Journalist auf die Idee gekom-

men, das für mehr als nur Zufall oder Chancenoptimierung zu halten. Journalistische Berichterstattung über Opfer, die das „Leben vorher“ in Blick nimmt, zeichnet das Bild eines Menschen, das diesen in seiner Individualität würdigt und ihm Interesse und damit Zuwendung entgegenbringt.

Es ist manchmal schwer, den ganzen Menschen im Rahmen journalistischer Berichterstattung ausführlich zu würdigen.

Vielleicht genügt ein kleiner Satz, um klarzumachen: Es gab ein Leben vor dem gewaltsamen Tod, und dieses Leben hatte mit diesem Tod rein gar nichts zu tun. Dieser Umstand sollte dem Journalisten ein paar Sätze wert sein. Das, was er schreibt, lesen nicht nur die normalen Leser, sondern auch wir Angehörigen. Dass uns das wichtig ist, könnte doch ein hinreichender Grund sein.

Ist Ihre Tochter ein Opfer?

In den Medienberichten ist sie ein Opfer, im Leben war sie das Gegenteil. Hilflös und den Geschehnissen ausgeliefert, das war sie nur in den letzten Minuten ihres Lebens. Sie hatte vielmehr eine ganz eigene Art entwickelt, ihre Vorstellungen durchzusetzen, und diese auch reflektiert. Wir haben häufig darüber gesprochen und auch gelacht.

Sind Sie ein Opfer?

In den Medien bin ich eine „Opferangehörige“ oder „Opfermutter“. Dabei bin ich nicht die Mutter eines Opfers, sondern die Mutter einer Tochter. Im Leben bin ich das Gegenteil eines Opfers: Mein Leben hat mich bisher vor unzählige Herausforderungen gestellt, die ich zu bewältigen hatte. Dies ist auch sicher mit ein Grund dafür, dass ich der traditionellen, gesellschaftlich akzeptierten

Vorstellung von Opferverhalten nicht entspreche: Ich bin nicht passiv, und ich ziehe mich nicht zurück. Vielleicht ruft das Kritik hervor.

Welches Bild, glauben Sie, erhält ein Leser oder Zuschauer von Ihnen, wenn er Sie nicht persönlich kennt?

Als Leser würde er mich für eine Mutter halten, die zutiefst gekränkt ist und von hohem Geltungsbedürfnis angetrieben. Eine Frau, die sich für klug hält und ihre Meinung der ganzen Welt kundtun möchte. Eine, die meint, zu allem etwas zu sagen zu haben. Manche, die etwas mit Psychologie zu tun haben, halten mein Tun für eine Form der Traumakompensation und Traumabewältigung. Das wurde mir auch mehrfach sehr deutlich mitgeteilt. Alles in allem: eine höchst unsympathische Person.

Dann bitte ich Sie um Klarstellung: Warum sprechen Sie überhaupt mit Journalisten?

Weil es die guten Gespräche gibt. Ich nehme die Dinge nicht einfach hin, sondern frage und gehe den Zusammenhängen auf den Grund. Ich glaube, dass Taten wie die in Winnenden verhindert werden können, wenn wir alle hinsehen und wissen, worauf wir achten sollen. Ihr Interesse an den Zusammenhängen gibt mir die Stimme, die möglicherweise von Ihren Kollegen gehört wird.

Im Zusammenhang mit Berichterstattung im Krisenfall ist von „sekundärer Viktimisierung“ die Rede: Als sei die Tat nicht schlimm genug, reagiert das Umfeld auch noch auf verletzende Weise auf die Leidtragenden. Ist Ihnen das ähnlich gegangen?

In einzelnen Fällen habe ich das sicher so empfunden. Ich, aber vor allem meine zweite Tochter, wir sind weniger durch die falsche Berichterstattung als durch die Reaktion unseres sozialen Umfeldes auf diese Berichterstattung verletzt worden. Die Menschen in unserem weiteren Bekanntenkreis waren verunsichert, ob sie bisher das richtige Bild von uns hatten. Beispielsweise nahmen manche an, wir hätten sehr viel Geld für Interviews bekommen. Damit war das Bild einer Familie, die sich schon immer sozial engagiert hat, infrage gestellt. Gerade für meine jüngere Tochter zog das erhebliche Verletzungen nach sich.

Kann Berichterstattung auch heilsam wirken?

Ja! Das ist der Grund, weshalb es so schade ist, dass eine großartige Chance häufig vertan wird. Die Aufforderung, Erlebtes in Worte zu fassen, Sätze zu bilden, zwingt dazu, Gedanken zu ordnen, Empfindungen, Gefühle zu benennen und zu reflektieren. Das kann ungeheuer hilfreich sein und ein entscheidender Schritt auf dem Weg, das eigene Trauma zu bewältigen. Das ist aber alles nur eine „Nebenwirkung“ des Interviews, nicht dessen Zweck, also keine Ersatztherapie und Hilfestellung für Traumatherapeuten! Beides muss für sich betrachtet werden, sollte aber durchaus in seiner ergänzenden Wirkung geschätzt werden.

Für den betroffenen Gesprächspartner kann das Interesse der Öffentlichkeit in Person des Journalisten auch eine Form der Wertschätzung sein. Ein Zeichen dafür, dass das, was ihn so erschüttert, was er erleben musste, keine Nebensächlichkeit ist, dass sein Empfinden, aus der Zeit gefallen zu sein, den Boden unter den Füßen verloren zu haben, auch von anderen so wahrgenommen wird und deshalb Aufmerksamkeit verdient.

Und zudem sind die Erfahrungen von Betroffenen eine Ressource, die nicht verschwendet werden sollte – eine Ressource für diejenigen, die diese Erfahrungen nicht selbst gemacht haben. Für diejenigen, die sich professionell mit derartigen Fällen beschäftigen, kann es eine Quelle wertvoller Informationen sein. Und für Menschen, die Schicksalsschläge erlitten haben, kann es ein Signal sein, dass es möglich ist, auch solche Dinge zu bewältigen.

Was geht in einem traumatisierten Menschen vor, Herr Schwarz und Herr Baklayan?

Diplom-Psychologe Aram Baklayan und Psychiater Dr. Oliver Schwarz über den Umgang mit Traumatisierten, das innere Erleben nach einer Traumatisierung – und wie man sich selbst vor einer solchen schützen kann.

Das Wort „traumatisiert“ wird häufig synonym mit „schwer mitgenommen“ verwendet. Zu Recht?

Baklayan: Wörtlich heißt Trauma „Verletzung“. Dabei ist zunächst einmal nicht weiter festgelegt, ob körperlich oder seelisch. Im seelischen Bereich wird der Begriff umgangssprachlich inzwischen sehr großzügig verwendet. Eine Trennung oder der Verlust des Arbeitsplatzes werden dann schnell als Trauma bezeichnet. Damit soll häufig ausgedrückt werden, dass der Schmerz über die Trennung oder die Enttäuschung über den Verlust sehr stark sind. Ich persönlich würde einen Menschen, der gerade etwas Schmerzhaftes erlebt hat, das nicht der Traumadefinition entspricht, nicht belehren, dass es sich nicht um ein Trauma handelt, wenn er es so bezeichnen möchte. Aber ich wünsche mir von Journalisten, dass sie sich etwas besser an die gültigen Definitionen halten und den Schmerz von Menschen mit einem der vielen anderen Begriffe würdigen, etwa, je nach Einzelfall, „Erschütterung“, „Krise“, „Schock“, „Zusammenbruch“ oder „Panik“.

Was verstehen Fachleute unter einem Trauma?

Baklayan: Im klinischen Bereich definiert man den Traumabegriff wesentlich enger. Nach der Klassifikation ICD-10, nach der alle Ärzte und Psychologen diagnostizieren, wenn sie mit einer Krankenkasse abrechnen wollen, wird ein Trauma so definiert: „ein belastendes Ereignis oder eine Situation kürzerer oder längerer Dauer, mit außergewöhnlicher Bedrohung oder katastrophenartigem Ausmaß, die bei fast jedem eine tiefe Verzweiflung hervorrufen würde“.

Gibt es unterschiedliche Formen des Traumas?

Schwarz: In der Literatur unterscheiden wir Traumata des Typs 1 und 2: Bei Typ 1 sprechen wir über Ereignisse, die nur ein Mal aufgetreten sind. In der Regel ebbt die Intrusionen bei einmalig Traumatisierten nach einigen Tagen ab. Nur in seltenen Fällen besteht die Symptomatik auch noch nach Wochen fort und wird so behandlungsbedürftig. Traumata vom Typ 2 entstehen in der Regel durch Ereignisse, die immer wieder und über einen längeren Zeitraum hinweg erlebt werden mussten, also etwa Kriegserfahrungen. Dabei kommt es zumeist beim Wiedererinnern zu ausgeprägten Begleitsymptomen wie Abgestumpftheit, Zynismus, Depression, Apathie, sozialem Rückzug oder starker Übererregbarkeit, phasenweise auch zum Substanzmittelmissbrauch, selten auch zu sogenanntem dissoziativem Erleben.

Was ist dissoziatives Erleben?

Schwarz: Die Menschen reagieren kaum auf Ansprache, hyperventilieren, sind vollkommen in sich gekehrt und nicht mehr erreichbar. Die Dissoziation ist kein lebensbe-

drohlicher Zustand, nur selten entwickelt sich daraus eine gefährliche Situation, dennoch bleiben die Betroffenen für den Gesprächspartner kaum einschätzbar.

Einsatz im Erdbebengebiet – im Extremfall kann es dem Berichterstatter passieren, dass sein Gesprächspartner über ein traumatisierendes Erlebnis berichtet und dissoziiert. Wie soll ich reagieren, wenn das geschieht?

Schwarz: Sollte der Journalist merken, dass sich Stimmung, Tonfall, Gestik und Mimik sehr verändern, der Betroffene zum Beispiel erstarrt und nicht mehr reagiert, so sollte eine Reorientierung vorgenommen werden. Ziel ist es, den Gesprächspartner ruhig, aber entschlossen wieder ins Hier und Jetzt zu bringen. Fragen Sie ihn etwa: „Wo sind Sie gerade?“ oder „Welcher Tag ist heute?“. Unmittelbarer Körperkontakt sollte dabei vermieden werden, Lautstärke und Tonfall der Stimme können aber verändert werden. Günstig ist es, Blickkontakt zu halten. Der Gesprächspartner soll sich erden, das heißt, sich aus dem Wiedererleben distanzieren. Wichtig ist zudem, äußere Sicherheit zu gewährleisten, das heißt, das Gespräch an einem geschützten Ort weiterzuführen, fernab der akut belastenden Situation. Der Betroffene soll die Möglichkeit haben, das Geschehen wieder aktiv mitgestalten zu können, um die Kontrolle zu behalten.

Was tun, wenn mein Gegenüber Symptome hat, die ich nicht einschätzen kann?

Baklayan: Schwer zu beantworten, da ein Journalist erst einmal nicht in der Lage ist zu unterscheiden, ob ein vorwiegend körperliches oder psychisches Problem vorliegt. Hier gilt: Wer die Situation nicht einschätzen kann, sollte sich so verhalten wie im Erste-Hilfe-Kurs gelernt. Das schützt

den Journalisten auch rechtlich. Psychische Symptome wie Flashbacks oder Dissoziationen können extrem leidvoll sein, sind aber letztlich nicht lebensbedrohlich.

Ist jemand in diesem Zustand aus Ihrer Sicht noch als Quelle für die journalistische Recherche geeignet?

Baklayan: Was Angaben zu Zeitablauf und Dauer eines Ereignisses anbelangt, sind die Aussagen meist eher unzuverlässig. Beim Traumagedächtnis ist es oft so, dass verschiedene Sinneseindrücke extrem lebhaft erinnert werden, etwa Gerüche. Beim Erleben anderer Eindrücke hat der Betroffene bereits dissoziiert, sodass er sich wie durch einen Nebel hindurch oder gar nicht mehr erinnert. Der Journalist kann zwar versuchen, das subjektive Leid des Opfers zu erfassen, sollte aber davon absehen, eine juristische, faktische Wahrheit zu suchen. Dies muss der Auftrag von Ermittlern, Gutachtern und Richtern bleiben.

Woran erkenne ich ein Trauma?

Baklayan: Ein psychisches Trauma ist nicht unmittelbar erkennbar. Aber ich kann auf der Basis dessen, was vorgefallen ist, und der daraufhin einsetzenden Symptome den Schluss ziehen, dass eine Traumatisierung stattgefunden hat. Die Symptome, die nach einer Traumatisierung entstehen, können auf eine Traumafolgestörung hindeuten, etwa eine Depression oder eine Suchterkrankung. Die Störung, die am stärksten damit assoziiert ist, ist die Posttraumatische Belastungsstörung.

Schwarz: Die Symptome einer PTBS variieren hinsichtlich Ausmaß und Schwere. Häufig berichten die Betroffenen über drei Anzeichen: Vermeidungsverhalten, also das Umgehen von Situationen, die an ein trauma-

tisierendes Ereignis erinnern; Hyperarousal, also eine Übererregung, die sich etwa in Angst- und Panikattacken, Schreckhaftigkeit und erhöhter Reizbarkeit äußert und zu Schlafstörungen und Alpträumen führen kann; und schließlich Intrusionen, auch Flashbacks genannt, also das spontane, ungefilterte Erinnern und Wiedererleben des Ereignisses. Aus dieser Trias definiert sich die Posttraumatische Belastungsstörung PTBS.

Baklayan: Ein Beispiel für eine Intrusion: Ich habe einmal gesehen, wie eine Frau in Ruanda in einem Genozidmuseum beim Anblick von Macheten erst umgefallen ist und dann schreiend Abwehrbewegungen gemacht hat. Oft wirken Menschen auch abwesend und ängstlich, während sie einen Flashback haben. Manchmal schrecken sie kurz mit einem Schrei auf und brauchen ein paar Minuten, um sich zu reorientieren.

Wie entsteht eine PTBS?

Schwarz: Wieder ein Beispiel: Ein Mann fährt zehn Jahre lang täglich mit seinem Auto in eine Parkgarage, weil er im angrenzenden Büro arbeitet. Dann wird er in der Garage überfallen. Am nächsten Tag fragt er sich, ob er wieder in die Parkgarage fahren soll. Sein Gehirn hat inzwischen etwas Neues gelernt, nämlich, dass Parkgaragen gefährlich sein können. Sämtliche Erfahrungen vor dem Überfall sind nun für das Gehirn nicht mehr relevant. Menschen reagieren in so einem Fall häufig mit Vermeidungsverhalten. Das führt aber dazu, dass die angstbesetzte Situation auch weiterhin Angst auslöst. Bei jedem erneuten Vermeidungsverhalten lernt das Gehirn, dass Parkgaragen gefährlich sind. Somit besteht die Angst fort und das Vermeidungsverhalten wird zur Gewohnheit. Zudem wird alles, was im Zusammenhang mit dem

Thema „Überfall und Parkgaragen“ steht, als angstauslösend abgespeichert. Sobald diese Dinge erwähnt werden, reagiert das Gehirn mit dem Wunsch nach Vermeidung und häufig auch mit Panik. Es ist übersensibilisiert, der Betreffende wittert überall und schnell Gefahr. Diesen Zustand nennt man Hyperarousal.

Was geht physiologisch in einem Menschen vor, der an PTBS erkrankt ist?

Baklayan: In der Forschung gibt es zu diesem Thema keine einheitliche Datenlage. Dennoch möchte ich ein einfaches und gängiges Modell vorstellen. Bei der PTBS betrachten wir vorrangig zwei Gehirnareale, die Amygdala, also den Mandelkern, und den Hippocampus. Die Amygdala ist stark involviert in die emotionale Bewertung einer Situation. Bei einem Trauma bedeutet das: Sie löst Angst und Erschrecken aus. Hierbei ist die Amygdala mit unserem Vegetativum verbunden und stellt, vereinfacht gesprochen, drei wichtige Mechanismen zur Verfügung, mit denen ein Mensch auf eine lebensbedrohliche Situation reagieren kann: Er kämpft, flieht oder stellt sich tot.

Wozu brauchen wir die Amygdala?

Baklayan: Das Gute an der Amygdala ist, dass sie recht schnell arbeitet. Aber auch relativ ungenau. Wir können uns vor einem großen Fussel, den wir aus dem Augenwinkel sehen, erschrecken und sofort zur Seite springen, weil wir denken, es handle sich um eine Spinne. Diese Ungenauigkeit spielt eine große Rolle, weil Traumatisierte besonders schreckhaft sind. Bei PTBS-Patienten ist die Amygdala aktiver als bei Gesunden.

Welche Rolle spielt der Hippocampus?

Baklayan: Er ist relevant für die Gedächtniskonsolidierung und die Koordination von Gedächtnisinhalten. Bei einem plötzlichen und lebensbedrohlichen Ereignis reduziert sich die Aktivität des Hippocampus. Denn erst einmal ist es für das Überleben nicht ausschlaggebend, ob sich das aktuelle Geschehen regulär im Gedächtnis verankert – gefragt ist die schnelle Reaktion der Amygdala. Die Folge ist, dass die Eindrücke aus der traumatisierenden Situation zwar im Gehirn vorliegen, aber weitgehend ungeordnet und nicht ohne weiteres abrufbar. Außerdem geht man davon aus, dass das durch den Stress ausgeschüttete Kortisol bei einigen Menschen zu einer Abnahme des Hippocampusvolumens führt.

Heißt das, dass eine PTBS die Struktur des Gehirns dauerhaft verändern kann? Kann der Mandelkern dauerhaft überaktiv sein, der Hippocampus dagegen inaktiver werden?

Schwarz: Die tatsächlichen Veränderungen im Gehirn nach einer schwerwiegenden Traumatisierung sind recht komplex, grundsätzlich kann man aber sagen, dass es aufgrund der forcierten Angst- beziehungsweise Fluchtreaktion zu einer physiologisch nachgewiesenen Reduktion des Hippocampusvolumens kommt. Gleichzeitig wird die Amygdala aktiver. Diese morphologischen Veränderungen sind in der Bildgebung nachweisbar.

Stellen wir uns vor, ein Journalist trifft als aktueller Berichterstatter nach einem Schusswechsel am Tatort ein, einer Schule. Er muss sich möglichst schnell ein Bild von der Lage machen und spricht umstehende Menschen an.

Ein Mann, der erzählt, was er gesehen hat, fängt plötzlich an zu zittern. Was tun?

Baklayan: Ein Mensch, der gerade einen Schusswechsel erlebt hat, hat einen ernsthaften Vertrauensbruch in einer bis dato für ihn sicheren Welt erlebt. Das ist ein starker Kontrollverlust. Indem wir respektvoll bei ihm bleiben und Angebote machen, die er auch ablehnen kann, wirken wir – im Rahmen unserer Möglichkeiten – diesem inneren Erleben entgegen. Das Wichtigste ist, dem Betroffenen so gut wie möglich das Gefühl von Sicherheit und Kontrolle zu geben. Für den Fall, dass kein Krisenhelfer verfügbar ist, sollte der Journalist schauen, ob es in unmittelbarer Nähe einen Ort gibt, der vom Geschehen abgegrenzt ist.

Wie sollte so ein Ort aussehen?

Baklayan: Er liegt abseits der akuten Gefahr und ist übersichtlich. Der Gesprächspartner sollte nicht befürchten, dass hinter irgendeiner Ecke jemand hervorspringt – dem Journalisten mag das unwahrscheinlich vorkommen, aber in der Wahrnehmung des Traumatisierten ist das durchaus plausibel, denn dieser hat bereits ein ähnlich unwahrscheinliches Erlebnis gehabt. Und zuletzt sollte es ein Ort sein, von dem man auch schnell wieder wegkommt.

Der Journalist sollte den Betroffenen fragen, ob er sich dort hinsetzen möchte. Das Ziel ist, Menschen in der Krise so gut es geht einen Rahmen zu bieten, wo sie ein bisschen Ruhe finden, sich geschützt fühlen, wo sie aber auch die Möglichkeit haben zu fliehen. Ansonsten schadet es nicht, wenn ein warmes Getränk organisierbar ist, vielleicht eine Zigarette, falls der Betroffene raucht, oder eine Decke, wenn es kalt ist. Am wichtigsten aber scheint mir, präsent zu sein, ohne aufdringlich zu werden. Und kein Gespräch aufzunötigen, wo keines erwünscht ist.

Können traumatisierende Erfahrungen, die mir als Journalisten anvertraut werden, damit ich darüber berichte, auch in mir Schaden bewirken, selbst wenn ich sie nur aus zweiter Hand kenne?

Schwarz: Wir wissen, dass Bilder und Szenen von traumatischen Situationen auch bei Gesunden nach Schilderung unter Umständen eine Traumafolgestörung hervorrufen können. Diese transgenerationale Traumatisierung wurde erforscht, als man bei Nachkommen von überlebenden KZ-Insassen ebenfalls starkes Hyperarousal beziehungsweise Wiedererleben festgestellt hat, sobald diese Menschen mit Bildern und Schilderungen konfrontiert wurden, obwohl sie selbst nie in einem Konzentrationslager waren. In Ausnahmesituationen ist das Gedächtnis auch suggestibel: So kann es sein, dass man Situationen, die man gar nicht erlebt hat, dennoch als real erlebt abspeichert und traumatisch verarbeitet. Das nennt man „False-Memory-Effekt“.

Wie Sorge ich dafür, dass ich selbst keinen Schaden nehme?

Schwarz: Es ist sicher eine große Herausforderung, einem schwer Traumatisierten einerseits empathisch zu begegnen, andererseits aber dessen Erlebnisse nicht zu verinnerlichen. Wichtig ist es, sich regelmäßig klar und effizient von seiner Arbeit abzugrenzen. Manchen helfen Rituale. Eine Kollegin beispielsweise betritt die Klinik täglich durch einen Torbogen, mit dem Wissen, beim Durchschreiten des Torbogens den Klienten und damit den Belastungen durch die Erlebnisse nun wieder professionell begegnen zu können. Beim Verlassen der Klinik, ebenfalls mit Durchschreiten des Torbogens, erfolgt eine symbolhafte „Reinigung“. Belastendes soll in der Klinik zurückbleiben.

Baklayan: An viele Geschichten gewöhnt man sich. Das ist auf der einen Seite tragisch und auf der anderen Seite gut so. Bevor man sich gewöhnt hat, ist es wichtig, Menschen zu haben, mit denen man sprechen kann über das, was einen bewegt. Ich warne aber davor, sich immer an den Partner oder Freunde zu wenden, da nicht klar ist, wie die das dann verarbeiten und zu wem sie selbst gehen sollen. Wenn man weiß, dass man in seinem Job oft mit solchen Themen konfrontiert wird, ist es nützlich, jemanden an der Hand zu haben, der sich schon länger damit beschäftigt. Später braucht man das immer seltener.

Inzwischen weiß ich, dass, wenn mich das Schicksal eines Menschen sehr trifft, ich mich kurz mit einem Kollegen austauschen und mich dann auch für einige Stunden zurückziehen sollte. Manchmal ist das im Alltag nicht möglich. Dann ist es wichtig, mich zumindest innerlich etwas zurückzuziehen. Die Fähigkeit, das zu tun und sich trotzdem nicht nach außen abzuschotten, entwickelt man durch Übung und Erfahrung. Meistens ist dann nach spätestens einem Tag das innere Gleichgewicht wiederhergestellt.

Schwarz: Für viele Menschen sind auch imaginative Verfahren wie der „Sichere innere Ort“ hilfreich, der etwa hier beschrieben wird: http://www.opferhilfe-berlin.de/downloads/der_sichere_innere_ort.pdf. Auch die „Tresorübung“, wie man sie aus der professionellen Traumatherapie kennt, kann hilfreich sein: Man stellt sich vor, belastendes Material in einen dafür geeigneten Tresor oder Schrank wegzupacken, der nur auf expliziten Wunsch des Betroffenen imaginativ geöffnet werden kann. Die Tresorübung soll Kontrolle und Sicherheit schaffen und muss regelmäßig geübt werden, damit sie von Nutzen ist.

Auch Supervisionen durch einen erfahrenen Arzt oder Psychologen, die als Berater fungieren, oder Intervisionen, also Gespräche mit geschätzten Kollegen, können sinnvoll sein, um das Entsetzen zu teilen und zu schultern.

Neben der Abgrenzung ist die Selbstfürsorge entscheidend. Tun Sie, was Ihnen guttut. Nutzen Sie Ihre individuellen Ressourcen. So gelingt der Selbstberuhigungs- und Stabilisierungsprozess am besten. Pflegen Sie Ihre Hobbys und Interessen, kümmern Sie sich um Ihre Partner, Familie und Freunde. So gelingt es, ein Gegengewicht zu den Belastungen, die der Umgang mit Traumatisierten mit sich bringt, im Alltag zu schaffen.

Welche Berichterstattung wünscht sich ein Täter, Frau Bannenberg?

Neben Tat an sich ist die öffentliche Aufmerksamkeit das wichtigste Ziel von Amokläufern. Umso wichtiger ist es, den Tätern mit der Berichterstattung keinen Gefallen zu tun, sagt die Kriminologin Britta Bannenberg.

Wie wichtig ist Amokläufern die journalistische Berichterstattung?

Amoktäter wollen durch eine spektakuläre Mehrfach-tötung hohe Aufmerksamkeit erzielen. Neben der Tat selbst, in der die Täter ihren Hass und ihre Verachtung anderen Menschen gegenüber ausdrücken, ist auch die damit verbundene Aufmerksamkeit für viele Täter besonders wichtig.

Warum ist ihnen öffentliche Aufmerksamkeit so wichtig?

Ihre Persönlichkeit zeigt narzisstische und paranoide Züge. Vor allem junge Täter sind extrem leicht zu kränken, sie fühlen sich oft gedemütigt und schlecht behandelt, nicht genügend beachtet und bewundert, ohne dass die Umwelt das nachvollziehen kann. Die Aufmerksamkeit, die die Tat erhält, soll eine Art Rache an der Gesellschaft darstellen.

Was ist für diese Menschen die harte Währung für Aufmerksamkeit?

Einen hohen Status in der Welt der Sympathisanten und Fans hat ein Täter nur, wenn er viele Menschen tötet. Deshalb gelten Erfurt und Winnenden sowohl für Fans als auch für die Allgemeinheit als die Amoktaten in Deutschland schlechthin, gefolgt von München. Mithalten kann auch, wer genügend Hassbotschaften in Videoform hinterlässt, denn er kann auf so etwas wie Nachruhm unter den Fans rechnen. Im Internet kursieren zynische Ranglisten von Tätern mit den meisten Opfern. Übrigens auch sogenannte Versagerlisten mit Tätern, die ihre Opfer verfehlt oder „nur“ verletzt haben.

Welche Berichterstattung wünschen sich Täter?

Sie wünschen sich, dass Journalisten sie als Person in den Mittelpunkt stellen. Sie möchten ihr Bild, ihr Handeln beim Töten, sich selbst mit der Waffe in der Hand sehen. Sie möchten, dass ihre Tat als gerechtfertigt betrachtet wird, um sich einmal im Leben mächtig zu fühlen. Sie wollen weinende Opfer und Chaos sehen. Sogenannte „Trophäen“, wie es ein Amokläufer einmal stolz genannt hat. Die Zahl der Todesopfer und der Verletzten müsste aus Sicht des Täters unbedingt genannt werden. Für den Täter ist die Gesellschaft, also „alle“, manchmal aber auch bestimmte Gruppen wie „die Schule“, „die Mitschüler“, „die Lehrer“ schuld an der Tat, nicht er selbst.

Wie können Journalisten in ihrer Arbeit diese Erwartungen unterlaufen? Was raten Sie uns?

Der Täter sieht sich selbst als die wichtigste Person auf Erden, die ein Recht hat, andere zu töten, weil diese ihn

nicht so anerkennen, wie er das will, weil diese ihn angeblich quälen, weil ihnen das Leben leichter fällt, weil andere ein Mädchen für sich gewinnen, was ihm aus seiner Sicht niemals gelingen würde, und so weiter. Zum Zeitpunkt der Tat hat der Täter in der Regel einen Zustand erreicht, in dem er alle abwertet und ablehnt.

Journalisten müssen sich klarmachen, dass sie die Erwartungen der Täter bedienen, wenn sie etwa über Mobbing als Ursache der Tat spekulieren. Doch dies ist nicht die Ursache, selbst wenn es in seltenen Fällen Mobbing oder Gewalt in der Schule gab. Meistens entwickelt sich die gestörte Persönlichkeit der späteren Täter über Jahre. Die Mobbing-These wurde und wird immer wieder von Journalisten, die sich eine solche Tat nicht anders erklären können, in die Welt gesetzt, nicht von Wissenschaftlern. Fragen Sie einen Täter, warum er die Tat begangen hat, dann sagt er, weil er gemobbt wurde.

Die Analysen zeigen aber etwas anderes. Diese gestörten Persönlichkeiten fühlen sich gemobbt, und zwar immer. Die jungen Amoktäter entwickeln eine Persönlichkeitsstörung. Ihre Wahrnehmung der Welt ist eine egozentrische, bei der sie immer das Opfer sind, was nicht der Realität entspricht. Sie sind Einzelgänger, immer etwas sonderbar, haben kaum Empathie und sind vom Gedanken an eine Amoktat besessen. Gewaltfantasien spielen also eine große Rolle.

Auch der Konsum von gewaltverherrlichenden Internetinhalten und Gewaltmedien wie Ego-Shootern wird häufig vereinfachend in einen Kausalzusammenhang mit den Taten gebracht. Richtig ist, dass bei den meisten Attentätern ein sehr intensiver Computer- und Ego-Shooter-Konsum stattfindet. Nicht der Ego-Shooter macht den Täter, sondern der gestörte junge Mensch mit Gewaltfantasien sucht spezielle Themen im Internet, die seinen Groll verstärken und anhand derer er seine Gewaltfantasien

weiterentwickeln kann. Das hat lange Zeit einen befriedigenden Effekt, irgendwann aber geht diese Entwicklung in die Phase der Tatvorbereitung über.

Was sind die objektiven Ursachen der Tat?

Ohne die psychopathologische Entwicklung der Täter sind Amoktaten nicht zu verstehen. Junge Täter würden ohne ihre sich entwickelnde gestörte Persönlichkeit nicht in der Weise auf ihre Umwelt reagieren, wie sie es tun. Täter pflegen jahrelang Tötungs- und Gewaltfantasien und beharren auf ihrem Recht, andere zu töten. Alles, was diese Fantasien bedient, also ein martialisches Äußeres, Waffen, der Anschein eines gefährlichen Täters, der andere in Angst und Schrecken versetzt, stärkt den Selbstwert der Täter. Und wenn Berichterstatter das pausenlos in dieser Form verbreiten, dienen sie damit der Zielsetzung der Täter.

Welche bildliche Darstellung wünschen sich die Täter?

Häufig gibt es in sozialen Medien Fotos, auf denen sich Täter selbst inszenieren: im schwarzen Trenchcoat, Waffen in der Hand, mit unbewegter, martialischer Miene. Das ist ganz nach dem Geschmack der Täter, denn es entspricht dem, wie sie sich selbst gerne sehen. Journalisten müssen das nicht zeigen. Es gibt in der Berichterstattung auch Passfotos, auf denen die Täter aussehen wie so viele andere Pubertierende: mit Pickeln, einer sperrigen Brille und einem freundlich-ungelenken Lächeln. Eine Redaktion, die diesem Bild den Vorzug gibt, drückt damit aus: Wir gehen deiner Selbstinszenierung nicht auf den Leim. Wir machen dich auch nicht zu dem menschenverachtenden Monster, das andere gern in dir sehen würden.

Der Täter ist chronisch überfordert. Allein die Erwartung, einen Schulabschluss, eine Berufsausbildung oder

eine Prüfung meistern zu sollen, belastet und überfordert ihn schon. Er ist unfähig, sozial konstruktive Beziehungen einzugehen, hat aber den Wunsch nach Freundschaften und Beziehungen. Doch sie gelingen ihm nicht, und daraus erwachsen Wut und Hass. Stellen Sie das in den Mittelpunkt Ihrer Berichterstattung, nicht seine Vorliebe für Waffen und Gewaltvideos. Sie kommen dem Täter damit auch näher, werden ihm gerechter, ohne sich aber zu einem Medium für seine Botschaften zu machen.

Welche Irrtümer und Missverständnisse in der Berichterstattung über sogenannte Amokläufe möchten Sie noch gern korrigieren?

Das Wort „Amoklauf“ suggeriert eine spontane Tat, was nicht der Fall ist; die Taten sind lange geplant. Der Begriff „Amoktat“ hat sich aber im kollektiven Gedächtnis schon eingepreßt und kann deshalb auch benutzt werden.

Ein Missverständnis besteht oft in Bezug auf die Täter: Amokläufer zeigen nicht die typische Anhäufung von Risikomerkmale, wie sie bei gewaltauffälligen, aggressiven Jungen vorhanden sind. Sie fallen in der Schule und unter Gleichaltrigen nicht mit Störungen des Sozialverhaltens, Gewalt oder Aggressionen auf. Sie gelten vielmehr als still, scheu, ängstlich und ziehen sich zurück. Der soziale Hintergrund der Täter ist meistens unauffällig, die Familien gehören eher der Mittelschicht an, sind finanziell häufig gut gestellt und es gibt keine „broken-home“-Verhältnisse mit Gewalt und sozialer Verwahrlosung. Die Eltern sind in der Regel um das Wohl ihrer Kinder – die meisten Täter haben Geschwister – besorgt. Allerdings besteht zum späteren Täter meist auch eine spezielle Beziehung. Die Familienmitglieder leben bei äußerlich intakter Fassade nebeneinander her, aber ein Vertrauensverhältnis des späteren Täters zu Eltern oder Geschwistern besteht nicht. Die spä-

teren Täter besuchen überwiegend Gymnasien, sind aber leistungsmäßig überfordert. Man wird also in der Regel keine Vorstrafen oder früheren Gewaltakte finden.

Welche Erkenntnisse haben Sie über Trittbrettfahrer, Sympathisanten und Nachahmer?

Nach einer intensiven Medienberichterstattung über eine Amoktat oder ein Attentat fühlen sich zwei unterschiedliche Gruppen angeregt, Drohungen auszusprechen: die große Gruppe der ungefährlichen Trittbrettfahrer, die zum Schein Drohungen aussprechen und die verursachte Aufmerksamkeit anonym oder offen genießen. Diese Gruppe fällt durch Äußerungen aus kindlich unüberlegtem oder jugendtypischem Verhalten auf – etwa aus Wut, um Mitschülern Angst einzujagen oder um sich wichtigzumachen. Teilweise werden die Äußerungen von Mitschülern provoziert oder erfolgen mit dem Ziel, die Schule solle an dem betreffenden Tag ausfallen. Bei genauerer Betrachtung stellen sie sich als falsch verstandener „Scherz“ oder „Spaß“ heraus. Die Fantasie der Kinder und Jugendlichen dieser Fallgruppe und damit auch ihre Äußerungen werden häufig durch die Thematisierung vergangener Amokläufe im Unterricht oder in den Medien angeregt. Lehrer und Polizeibeamte erkennen bei den meisten dieser Drohungen recht schnell, dass keine Gefahr der Umsetzung und damit keine Gefahr einer Amoktat besteht. Die Äußerungen erfolgen spontan, ohne jegliche Tatplanung, und die betroffenen Kinder beziehungsweise Jugendlichen sind erschrocken über die von ihnen ausgelösten Reaktionen und polizeilichen Ermittlungen.

Die deutlich kleinere Gruppe von Tatgeneigten hat bereits Tötungsfantasien und wird durch die Berichterstattung zur weiteren Planung angeregt. Hier erfolgt eine Drohung oder Tatankündigung eher mittelbar, zurückhal-

tend und mehrdeutig. Der narzisstische Täter schwankt zwischen Ankündigung der eigenen großartigen Tat und Zurückhaltung, um nicht zu früh aufzufallen. Dieser Täter will nicht drohen, er will die Tat ausführen.

Wie recherchiert man in fremden Kulturen, Herr Hussein?

Ahmed Hussein erklärt, wie man am besten mit Dolmetschern zurechtkommt und wie wichtig es ist, lange genug um den heißen Brei herumzureden

Welche Vorstellungen haben Geflüchtete aus dem arabischen Raum davon, was ein Journalist tut?

Da muss man nicht viel erklären: Sie haben eine klare Vorstellung von Meinungs- und Pressefreiheit und davon, was Journalismus bedeutet. Einen großen Unterschied zu Deutschen aber gibt es: Ein Geflüchteter erhofft sich von einer Begegnung wahrscheinlich, dass Sie ihm helfen. Er erwartet, dass Sie die komplizierte Bürokratie hierzulande kennen und zum Beispiel einen Tipp für ihn haben, wie er die Familie schneller nachholen kann. Aber das ist meist das, was ein Journalist eben nicht anbieten kann.

Wie reagiere ich als Journalist darauf?

Die deutsche Ehrlichkeit und Klarheit – nein, ich kann nichts für Sie tun – hilft da nicht weiter. Sie können klar machen, dass Sie die Gelegenheit bieten, seine Probleme öffentlich zu machen. Sie können sagen: „Es gibt eine Million Flüchtlinge in Deutschland, und nicht allen kann geholfen werden. Aber Sie können sich indirekt selbst helfen, denn wenn möglichst viele von Ihnen sich mit ihren Problemen zu Wort melden, werden diese eher behoben.“

Haben die Leute manchmal auch Angst vor der Öffentlichkeit?

In der Regel nicht. Viele Geflüchtete waren politisch aktiv, sie haben an Demonstrationen teilgenommen, haben sich auf Youtube oder Facebook geäußert, sie stehen bereits auf irgendeine Weise in der Öffentlichkeit. Außerdem: Wer den langen Weg nach Europa hinter sich gebracht und alles riskiert hat, um Freiheit zu finden, dem kommt es nicht mehr darauf an, ob irgendein Geheimdienst ihn aufspüren könnte – das ist jedenfalls meine persönliche Erfahrung mit Geflüchteten. Es mag aber Einzelfälle geben, in denen das anders ist, etwa wenn die Familie noch in der Heimat lebt. Da hilft es, wenn Sie Anonymisierung anbieten.

Was soll man tun, wenn ein Gesprächspartner sehr wortkarg ist? Was bedeutet Schweigen?

Für arabische und nordafrikanische Länder gilt meistens: Wenn jemand etwas auf dem Herzen hat, dann spricht er das auch aus. Wenn jemand schweigsam ist, dann fragen Sie sie oder ihn einfach nach den Gründen. Liegt es vielleicht daran, dass er nichts zu sagen hat? Oder dass er sich schämt? Manche wollen sich nicht blamieren, vor allem, wenn andere mit dabei sind.

Nehmen wir diesen Fall: Der Reporter kommt in ein Dorf, spricht jemanden an, der aber kaum Englisch versteht. Der schickt ein Kind, um jemand Geeigneten zu holen; die Zeit vergeht, es bildet sich eine Traube um den Reporter, der sich fragt: Wie soll in so einer öffentlichen Situation ein vertrauensvolles Gespräch entstehen?

Der Gruppenkontext spielt eine große Rolle. Viele Leute nehmen an, man möchte mit dem Menschen sprechen, der hier den Ton angibt. Sie holen jemanden, der gebildet ist, von hohem Rang oder schon älter. Wenn eine solche Person

für Ihre Recherche eigentlich nicht maßgeblich ist, wenden Sie sich dennoch nicht von demjenigen ab, sondern fragen Sie ihn: „Mit wem, denken Sie, sollte ich sonst noch sprechen?“ So arbeiten Sie sich Stück für Stück voran. In sehr traditionellen Familien wenden Sie sich dabei zuerst an den Mann. Dann können Sie fragen: „Was sagt Ihre Frau, Ihre Tochter dazu?“

Wer zuerst mit Ihnen spricht, gilt für die anderen als Sprecher der Gruppe. Er ist der Türöffner für alle. An ihm kommen Sie nicht vorbei, jedenfalls nicht am Anfang. Nach und nach aber werden auch die anderen Vertrauen fassen und sich zu Wort melden. Dafür müssen Sie sich die nötige Zeit nehmen.

Wichtig ist, sich nicht vorschnell mit einer oberflächlichen Antwort zufriedenzugeben. Wenn ich mir deutsche oder französische Dokumentarfilme ansehe, fällt mir auf, dass die Autoren oft zu schnell mit ihren Fragen aufgeben. Bei Filmen aus Algerien oder Marokko beobachte ich, dass ausdauernder gefragt und ausführlicher geantwortet wird. Man spricht von „zirkulärer Kommunikation“: Wechseln Sie ruhig das Thema, aber kommen Sie immer wieder auf Ihre Frage zurück. Stellen Sie dieselbe Frage nach einer Weile erneut, nur ein wenig anders formuliert. Das kann sich viele Male wiederholen.

Ich soll um den heißen Brei herumreden? Deutsche Gesprächspartner würden sich manipuliert fühlen.

Mag sein. Aber wenn Sie gute, belastbare Informationen brauchen, müssen Sie die lineare Kommunikation, die Sie aus Deutschland kennen, verlassen. Ihre Gesprächspartner sind die zirkuläre Kommunikation aus ihrem Alltag gewöhnt. Indem man das Thema umkreist, stößt man allmählich zum Wesentlichen vor.

Welche Rolle spielt der Dolmetscher?

Dolmetscher sind Türöffner. Sie übersetzen, aber sie leisten auch den emotionalen Teil der Arbeit. Gute Dolmetscher sind in stabilem Kontakt mit dem Journalisten und dem Interviewten.

Was mache ich, wenn ich keinen professionellen Dolmetscher dabeihabe, sondern etwa einen Einheimischen oder den Mitarbeiter einer Organisation der Zivilgesellschaft?

Dann muss man seinen Helfer zum Profi machen. Das beginnt mit einer kleinen Recherche: Einheimische stehen häufig in einem bestimmten Verhältnis zu den Befragten. Fragen Sie ihn vorab danach: „Sind Sie verwandt, befreundet?“ Es kann nämlich passieren, dass ein Übersetzer, der zum Umfeld des Befragten gehört, sich schämt, wirklich alles zu übersetzen.

Geben Sie bitte ein Beispiel.

In einer Notunterkunft haut die Frau mit den Kindern ab, der Vater bleibt zurück. Er ist verzweifelt und schimpft auf vulgäre Weise auf die Frau – aber der Dolmetscher übersetzt es nicht, sondern sagt auf Arabisch zu dem Mann, dieser solle sich schämen, so zu reden. Er greift also in die Situation ein.

Wie vermeide ich das?

Indem Sie vorher mit dem Übersetzer sprechen. Wenn er einer Seite angehört, erklärt man ihm vorab, dass das beim Übersetzen keine Rolle spielen darf. Und vielleicht, dass es mit einem Bakschisch belohnt wird, wenn er sich

daran hält. Das motiviert. Sagen Sie ihm, wofür Sie sich interessieren. Dass Ihnen auch Kleinigkeiten wichtig sind. Und lassen Sie ihm die Freiheit, mehr zu tun, als wörtlich zu übersetzen. Es gibt Situationen, in denen Sie eine kurze, präzise Frage stellen, die der Dolmetscher aber eine Minute lang übersetzt. Das ist wichtig, denn er muss den Befragten einbinden.

Gibt es nonverbale Zeichen, die Deutsche nicht ohne weiteres registrieren?

Wirklich wichtig finde ich den Augenkontakt: Man guckt den Leuten weniger lang und weniger direkt in die Augen als hierzulande. Vor allem nicht als Mann gegenüber einer Frau.

Nach unten zu schauen oder am Gesprächspartner vorbei, das ist kein Zeichen von Schüchternheit, Beklommenheit oder gar Verschlagenheit?

Nein. Ansonsten gibt es in arabischen Ländern gar nicht so viele Codes, die besonders kompliziert wären. Ich habe in Ratgebern etliche Ratschläge gefunden, die an den Haaren herbeigezogen sind. Mein Eindruck ist, dass das Exotische oft überbetont wird. Dadurch bleibt das Fremde erst recht fremd. In der Regel wird das Gegenüber Ihnen zugutehalten, dass sie von weit her kommen und den Umgang noch nicht gewöhnt sind. Wichtig ist, in der Situation aufmerksam zu bleiben, dann lernt man das meiste mit der Zeit von selbst.

Welche Recherchemaßnahme haben Sie sich verkniffen, Herr Unger?

Sozialjournalist Andreas Unger über Tabus bei der Recherche, die richtige Vorbereitung der Protagonisten und den Umgang mit starken Emotionen

Sie waren als aktueller Berichterstatter am Tag nach der Tat für den „Tagesspiegel“ in Winnenden. Wie haben Sie sich vorbereitet?

Ich kannte, wie jeder andere qualifizierte Kollege, die aktuelle Nachrichtenlage. Während der Anfahrt im Auto habe ich mir „rote Linien“ überlegt – Dinge, die ich nicht machen werde.

Welche?

Ich habe beschlossen, niemanden anzusprechen, der offensichtlich unter 18 ist. Niemanden, der verweinte Augen hat oder anderweitig stark emotionalisiert ist. Und die Schule nicht zu betreten. Vor Ort war ich vor allem um diesen Vorsatz froh, denn es hätte tatsächlich eine Möglichkeit gegeben hineinzugehen. Ich glaube, ohne meine eigene rote Linie wäre ich meinem Jagdinstinkt gefolgt.

Haben Sie so nicht eine Recherchemöglichkeit vorbeiziehen lassen?

Was wäre denn der Erkenntnisgewinn gewesen, wenn mir weinende Schüler erzählt hätten, dass sie viel geweint

haben, oder wenn ich berichtet hätte, dass Polizisten mit der Tatortdokumentation beschäftigt waren? Ich habe stattdessen bei einem Kindergarten geläutet und mich mit der Leiterin darüber unterhalten, wie sich die Kinder verhalten, was sie erzählen. Und ich habe mich zu einem Senioren-Stammtisch gesetzt, der an dem Tag beisammen war, und notiert, was ich gehört habe. Auch viele Größen unseres Handwerks gucken vor allem, was links und rechts der Wege liegt, auf denen schon unzählige Kollegen unterwegs waren. Alexander Osang hat zum Beispiel eine langjährige Nachbarin Edward Snowdens porträtiert – zu einem Zeitpunkt, da viele Leser schon eine gewisse Sättigung bei dem Thema NSA erkennen ließen. Herausgekommen ist ein Sittenporträt der USA, das sich auch heute noch, da wir ratlos auf dieses Land starren, total aktuell liest (<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-122760730.html>).

Wie soll man Kontakt mit Betroffenen aufnehmen?

Zunächst einmal unter Beachtung der einschlägigen Anstandsregeln. Man stellt sich vor, und zwar langsam und verständlich mit Vor- und Nachnamen, und sagt, warum man hier ist und was man möchte. Keine Pirouetten drehen. „Guten Tag, mein Name ist Andreas Unger, ich bin Journalist von Beruf und im Auftrag von ... hier. Ich möchte den Menschen erzählen, was passiert ist.“

Manche winken beim Wort „Journalist“ schon ab.

Das ist ja auch ihr gutes Recht. In diesem Fall verabschiede ich mich knapp und höflich von ihnen und ziehe mich zurück.

Wie geht das Gespräch weiter?

Meistens mit einer sehr offenen Frage oder Bitte: „Wissen Sie, was passiert ist?“ Oder: „Was haben Sie gesehen?“ Oder einfach nur: „Bitte erzählen Sie.“ Das ist eine höfliche Einladung zum Gespräch. Das Gegenüber entscheidet selbst, welche Richtung das Gespräch nehmen soll. Und er oder sie versteht intuitiv: Dies ist kein Verhör, ich bin dem Journalisten keine Antwort schuldig. Manchmal sage ich das auch explizit, etwa so: „Lassen Sie uns vereinbaren: Ich darf fragen, was ich möchte, aber Sie müssen mir deshalb noch lange nicht antworten, einverstanden?“

Nicht nur Gesprächspartner, sondern auch Journalisten sollen verstehen: Dies ist ein Gespräch auf freiwilliger Basis. Deshalb vermeide ich auch das Wort „Interview“, weil dabei falsche Assoziationen entstehen – etwa mit Job-Interviews, hart geführten Politiker-Interviews oder investigativen Recherchen. Ich führe keine Interviews, sondern Gespräche. Ein Interview im herkömmlichen Sinne ist eine stark hierarchisierte Kommunikationsform: einer stellt die Fragen, der andere antwortet. Das kennen wir aus eher unangenehmen Situationen, etwa beim Arzt, im Bewerbungsgespräch oder beim Verhör. Wenn man diese Asymmetrie aufbricht, fühlt sich der Gesprächspartner frei und ist eher bereit, ehrlich und persönlich von sich zu erzählen.

Oft lege ich mir einen Zettel mit Fragen oder Themenblöcken zurecht und sage dem Gesprächspartner: „Ich habe mir ein paar Fragen überlegt, aber meistens verläuft das Gespräch ganz anders, und das ist gut so.“ Dann lege ich den Zettel zur Seite. Das Signal ist: Ich habe mich vorbereitet, bringe aber kein fertiges Bild vom Gegenüber mit, sondern ernsthaftes Erkenntnisinteresse.

Wie bereitet man die Gesprächspartner vor, wenn eine Kamera dabei ist?

Es fängt damit an, das Kamerateam vorzubereiten. Viele haben sich kurz zuvor mit ganz anderen Themen beschäftigt, sie müssen erst auf das Thema eingestimmt werden: worum es geht, dass es sich um ein sensibles Thema handelt, dass es nicht flapsig zugehen sollte. Vielleicht auch, dass sich Lichtaufbau und eventuelle Umräumarbeiten in der Wohnung des Gesprächspartners bitte in Grenzen halten sollten und dass die Kamera diesem nicht zu sehr auf den Leib rücken sollte – die Kameraleute übersetzen das dann für sich: größere Brennweite, lieber etwas abrücken, vom Stativ drehen und so weiter.

Meinem Gegenüber sage ich vorab meistens ein paar wenige Dinge: dass er bitte nicht in die Kamera schauen soll; dass er sich nicht wundern sollte, wenn ich vielleicht mehrmals dasselbe frage; dass ich nicht alles, was er sagt, senden werde, sondern nur Teile davon; und dass ich als Autor ein Interesse daran habe, ihn in ein gutes Licht zu rücken. Wohlgemerkt: Letzteres gilt so pauschal nur für Gesprächspartner, die keinen Dreck am Stecken haben und über die ich einfühlsam und zum großen Teil aus ihrer Sicht berichten möchte, etwa Menschen, die Gewalt erlebt haben.

Was passiert, wenn Gesprächspartner sehr emotional werden?

Das muss nichts Schlechtes sein. Tränen können guttun. Sie können zeigen, dass sich der Gesprächspartner so gut aufgehoben fühlt, dass er Gefühle zeigen möchte. Dann verhalte ich mich ganz normal, je nach Situation: Ich schweige eine Weile, tröste, bringe ein Glas Wasser oder

ein Taschentuch, rede gut zu oder biete an, eine Pause zu machen. Oft erlebe ich aber auch, dass Gesprächspartner möchten, dass die Menschen sehen, was in ihnen vorgeht. Sie wollen eine Stimme haben und eben nicht, dass der Autor verschämt wegschaut, wenn's brenzlig wird. Das wäre falsch verstandene Pietät, die sehr verletzend sein kann. Auch ich bin ihr schon erlegen, indem ich zum falschen Zeitpunkt abgebrochen habe.

Wie gehen Sie damit um, wenn ein jemandem, dem Sie nahekommen, Sie mit einem Therapeuten verwechselt?

Zunächst einmal möchte ich ja, dass mein Gegenüber Vertrauen entwickelt. Manchmal zähle ich zu den ersten Menschen von außen, denen etwas anvertraut wird, und habe die Chance, neue Sichtweisen zu erschließen. Wenn das Gespräch meinem Gegenüber dann guttut, ist das ein Nebeneffekt, der mich freut. Aber es ist ein Nebeneffekt. Die Wahrheit ist: Ich bin gekommen, um über jemanden ein journalistisches Produkt zu erstellen – das klingt hart, aber es ist ehrlich, und man sollte das auch gelegentlich deutlich machen.

Peinlich finde ich Kollegen, die ihre eigenen Emotionen nicht im Griff haben. Von ihrem Mitgefühl überwältigt, brechen sie in Tränen aus vor Menschen, die gerade ganz andere Probleme haben, als einen emotional überforderten Journalisten zu trösten. Und dann gibt es noch das andere Extrem, emotional erkaltete Berichterstatter: Kollegen, denen keinerlei Regung anzumerken ist – Frontschweine und Vollprofis, die schon Schlimmeres erlebt haben wollen. Auch so wird man seinem Gegenüber nicht gerecht.

Kann man sich auf die Angaben stark emotionalisierter Gesprächspartner ohne weiteres verlassen?

Was Angaben über ihr eigenes Empfinden anbelangt, so ist ja ihre Subjektivität von Interesse. Wenn aber objektive Informationen gefragt sind, etwa der genaue Ablauf einer Handlung, präzise Zeitangaben, sind sie mit Vorsicht zu genießen. Hier müssen Journalisten auch im Hinterkopf behalten, dass Zeugenaussagen, die sie referieren, später von der Staatsanwaltschaft oder Verteidigung zerpfückt werden, um die Glaubwürdigkeit der Zeugen anzuzweifeln, was für diese sehr schmerzhaft ist.

In der aktuellen Krisenberichterstattung kann es passieren, dass der Journalist mehr über die Nachrichtenlage weiß als ein Angehöriger. Waren Sie schon einmal der Überbringer einer schlechten Nachricht?

Bisher noch nicht, und ich hoffe, dass ich nie in diese Situation komme, denn ich habe nicht gelernt, wie das geht.

Was würden Sie tun, wenn es doch einmal dazu kommt?

Ich würde dieses Wissen verschweigen.

Was tun Sie, wenn Ihnen erst im Verlauf eines Gesprächs klar wird, dass ihr Gegenüber traumatisiert ist?

Das geschieht manchmal in Krisengebieten, weil man dort häufig nicht weiß, wem man begegnen wird. In Nepal habe ich mit einer Frau gesprochen, die mit ihrem Baby im Zelt einer Hilfsorganisation saß. Im Verlauf des Gesprächs stellte sich heraus: Ihr Mann war ums Leben gekommen, als ihr gemeinsames Haus durch ein Erdbeben einstürzte.

Sie war also verwitwet und obdachlos. Daraufhin haben die Eltern ihres Mannes sie und ihren Enkel verstoßen, weil sie glaubten, diese hätten ihnen Unglück gebracht.

Mit so jemandem zu reden, braucht vor allem Zeit. Die muss man sich gelegentlich auch vom Auftraggeber erstreiten. Er muss verstehen, dass man nicht die allfälligen W-Fragen abhakt und wieder von dannen zieht. Man trinkt Tee zusammen, erzählt, dass man gekommen ist, um den Menschen in der Heimat von dem Erdbeben zu erzählen, und gleitet ganz langsam ins Gespräch. Es ist mir auch schon passiert, dass ich ein Gespräch verschoben habe, etwa mit einem Mann, dessen Frau kurz zuvor verstorben war. Ich hatte das Gefühl, dass er erleichtert war. Wir haben uns ein paar Wochen später unterhalten, das war okay für beide Seiten. Wenn der Journalist aktuell berichtet und dafür keine Zeit ist, halte ich es für besser, sich höflich zu verabschieden und einen anderen Gesprächspartner zu suchen.

Wie kleidet man sich richtig?

Ich versuche, mich in die Schuhe des Gegenübers zu stellen: Was würde er oder sie als angemessen erachten? Wenn ich nicht sicher bin, entscheide ich mich für das Formalere. Noch wichtiger als bei uns scheint mir das Äußere in Ländern mit einer anderen kulturellen Prägung oder politischen Situation: bitte keine Spaghettiträger, auch wenn's heiß ist. Keine Camouflagekleidung in Ländern, in denen dies bedrohliche Assoziationen auslöst. Kein Schmuddellook, auch wenn er daheim angesagt ist. Es gilt: Je ärmer das Land, desto wichtiger ist den Leuten ihr Aussehen. Wenn sich dann ausgerechnet der reiche Deutsche schlecht kleidet, gilt das als Zeichen der Geringschätzung.

Ein Gesprächspartner öffnet sich während einer längeren Recherche vorbehaltlos und macht Sie zu seinem Vertrauten. Machen Sie sich während eines Interviews Gedanken darüber, was die Veröffentlichung des Gesprächs möglicherweise für Reaktionen im sozialen Umfeld Ihres Gesprächspartners auslösen könnte?

Während des Gesprächs konzentriere ich mich auf das Gesagte, erst danach frage ich mich, was die Veröffentlichung alles auslösen könnte. Ähnlich mache ich es übrigens beim Drehen: Ich halte wenig davon, die Kamera in besonders schwierigen Situationen auszuschalten. Besser, sie läuft erst einmal weiter und ich versäume nichts. Später ist noch genug Zeit, mich zu fragen, was sendbar ist und was nicht.

Wenn jemand sehr intime Details preisgibt, finde ich es gerechtfertigt, die Veröffentlichung dieser Details vorher abzustimmen. Ich habe einmal über eine vergewaltigte Frau berichtet, die mir einen Brief gezeigt hat, den sie dem Täter geschrieben hatte. Welche Stelle ich in meinen Text aufnehme und welche nicht, das haben wir gemeinsam entschieden. Auch wörtlicher Zitate stimme ich ab. Den gesamten Text vorzulegen, finde ich allerdings nicht okay – dann stünde meine journalistische Recherche unter dem Vorbehalt der Zustimmung des Gesprächspartners; die Grenze zwischen Journalismus und PR wäre aufgehoben. Ich finde, das sollte der Gesprächspartner frühzeitig erfahren. Man kann es ihm aus Sicht der Leser erklären: Die erwarten eine ehrliche Information und Einschätzung durch den Journalisten. Fast alle Gesprächspartner verstehen das.

Was tun Sie, wenn die Schilderung des Ereignisses oder der Gewalttat für Sie zu viel wird?

Ich finde es zunächst einmal in Ordnung, wenn mich etwas Schlimmes auch mitnimmt. Mein Ausgleich ist dann: Ich schlafe, mache Sport, wende mich schönen Dingen zu. Ehrlich gesagt, hilft mir manchmal auch: einfach weitermachen. Allerdings hatte ich noch nie das Gefühl, dass ich wirklich im Innersten Schaden nehme durch das, was ich sehe und höre. Wenn mir das passieren würde, würde ich mich mit anderen Themen beschäftigen.

Was verstehen Sie unter „sozial sensibler Berichterstattung“?

Ich meine damit journalistische Produkte, die den Gesprächspartnern nahekommen, ohne ihnen Schaden zuzufügen. Das ist gar nicht so schwer. In der Berichterstattung über Verbrechen zum Beispiel sollten wir wegkommen von der Fixierung auf die Tat und den Täter und stattdessen fragen: „Wie sind die Leidtragenden und ihre Angehörigen anschließend damit umgegangen, welche Wege haben sie gefunden, um ihr Leben wieder nach vorne zu leben?“ Mich interessieren Überlebensweisen. Ich finde übrigens, dass wir auch den Tätern gegenüber menschlich bleiben sollten, und das heißt in diesem Fall: sachlich. Ich kenne keine Monster und habe auch noch niemanden getroffen, in den „das Böse“ gefahren ist. Wie wollen wir den Täter auf diese Weise verstehen lernen?

Außerdem finde ich, dass wir Journalisten uns viele sprachliche Schweinereien leisten, die man ersatzlos streichen sollte. Wie empfindet es jemand mit Mukoviszidose,

„tapfer“ genannt zu werden? Ist jemand, der im Rollstuhl sitzt, wirklich an ihn gefesselt? Warum nennen wir eine menschengemachte Tat eine „Tragödie“, obwohl ihr gar nichts Schicksalhaftes zu eigen ist? Warum werden Gesprächspartner mit Behinderungen so oft geduzt, ohne dass man sie nach ihrem Einverständnis fragt? Warum schreiben wir, jemand „leidet an“ und nicht „lebt mit“? Warum nennen wir einen Gesprächspartner „Nazi-Opfer“ und nicht „Überlebender“? Ähnliche Beispiele finden sich übrigens hier: www.leidmedien.de.

Manchmal ist es nicht einfach, den passenden Ausdruck zu finden.

Stimmt. Dann frage ich die Gesprächspartner: „Warum nennen Sie sich „Zigeuner“?“ Soll ich das auch so machen? Wenn ja, thematisiere ich das im Text. Ist doch spannend, was dahintersteckt, wenn sich jemand die abschätzig Bezeichnung von einst selbstbewusst zu eigen macht und sie dadurch neu definiert.

Nachwort

Der Journalismus ist in der Krise. Ist er das? Ja, wenn damit die Finanzierung von Medien(inhalten) gemeint ist. Nein, wenn damit generell über Texte, Beiträge, Videos und Audios geurteilt wird. Sicher, auch dort gibt es Qualitätsunterschiede – in Stil und Sprache, in Recherche und Relevanz und vielem anderen mehr. Meiner Meinung nach ist die Qualität journalistischer Inhalte in Deutschland während der vergangenen Jahre gestiegen. Gut und umfassend recherchierte Geschichten, Datenjournalismus, bewegende Reportagen und gescheite Essays lassen sich tagtäglich in vielen deutschen Medien finden. Ich beobachte, dass die Redaktionen den Kampf um Leser, Nutzer, Zuhörer und Zuschauer aufgenommen haben und besseres liefern wollen. Sicher auch, um Einschaltquoten und Auflagen zu verbessern, aber hauptsächlich um zu beweisen, dass guter Journalismus unverzichtbar ist in unserer Gesellschaft.

Dieser Trend geht natürlich nicht an den Ausbildungseinrichtungen vorüber: Auch wir Journalistenschulen fühlen uns angespornt und herausgefordert. Warum ist Journalist/in kein attraktiver Beruf mehr? Was müssen wir tun, um junge Menschen für den Journalismus zu begeistern?

Qualität in der Ausbildung ist dabei ein wichtiger Punkt. Immer wieder Neues auszuprobieren, sich nicht auf Altbewährtem auszuruhen, das zeichnet auch die Deutsche Journalistenschule (DJS) aus. 45 hochmotivierte junge Menschen werden hier jedes Jahr zu Redakteurinnen und Redakteuren ausgebildet. Die Ausbildung ist sehr praxisorientiert – „They teach what they do“ lautet die Maxime für Dozentinnen und Dozenten.

Das Unterrichtsmodul „Interview mit Traumatisierten“, das die Grundlage für dieses Buch bildet, wird von den

Studierenden häufig als ein „Highlight“ der Ausbildung bezeichnet. Das liegt an der sehr praxisnahen Vermittlung, aber auch daran, dass aus der Veranstaltung viel mehr als nur journalistisches Verhalten in einer sehr speziellen Situation erlernt werden kann. „Man lernt, dass man als Journalist in erster Linie auch Mensch ist“, heißt es in einer Bewertung des Seminars. Und Mitmenschlichkeit, Empathie ist in vielen Fällen ein guter Ausgangspunkt für Qualitätsjournalismus.

Jörg Sadrozinski

Deutsche Journalistenschule, Leiter und Geschäftsführer

Die Mitwirkenden

Diplom-Psychologe **Aram Baklayan** therapiert im Traumazentrum des Isar-Amper-Klinikums München-Ost in Haar schwer traumatisierte Menschen. Er hat Diplom-Psychologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München studiert und in der Psycho-Onkologie der Medizinischen Klinik und Poliklinik III am Klinikum Großhadern der Universität München gearbeitet.

Britta Bannenberg ist Professorin für Kriminologie an der Universität Gießen. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören Amokläufe insbesondere an Schulen. Sie kennt einige Amokläufer persönlich. 2017 hat sie eine kriminologische Analyse von Amoktaten vorgelegt, einsehbar unter www.uni-giessen.de/fbz/fb01/professuren/bannenberg/mediathek/dateien/schlussbericht-target-giessen.pdf

Ahmed Hussein hat Arabistik und Psychologie im ägyptischen Minia sowie in Bonn und Hagen studiert. Er leitet interkulturelle Coachings, unter anderem für Hilfsorganisationen, und arbeitet ehrenamtlich in der Flüchtlingshilfe.

Gisela Mayer hat Philosophie, Psychologie und Kristallographie studiert und arbeitet als Ethiklehrerin vor allem in der Erwachsenenbildung. Ihre Tochter Nina war Referendarin an der Albertville-Realschule in Winnenden und wurde beim dortigen Amoklauf getötet. Mayer unterrichtet Nachwuchsjournalisten im Rahmen von Interviewtrainings in sozialsensibler Berichterstattung.

Dr. med. Oliver Schwarz ist Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie und leitet als Oberarzt das Traumazentrum

des Isar-Amper-Klinikums München-Ost. Er hat Medizin an der Ludwig-Maximilians-Universität München studiert und einen Teil seines Praktischen Jahres 1998 in Kalkutta verbracht.

Sozialjournalist **Andreas Unger** beschäftigt sich mit den Härten des Lebens und was Menschen daraus machen. Der Absolvent der Deutschen Journalistenschule schreibt, dreht, moderiert und fotografiert für Print-Magazine, das öffentlich-rechtliche Fernsehen und für Hilfsorganisationen. www.zeilenmacher.de.

Wie sollen Journalisten mit Menschen sprechen, denen schweres Leid zugefügt wurde?

Darauf antworten Experten aus unterschiedlichen Perspektiven: Traumatologen, eine Kriminologin, ein interkultureller Trainer, ein Journalist und die Mutter einer getöteten Tochter.

Die Antworten dienen einem gemeinsamen Ziel: Wege der Recherche und der Berichterstattung zu zeigen, die fair gegenüber unseren Protagonisten sind und zu besserem Journalismus führen.